

Panini BOOKS

DIE ROMANE ZUR GAME-REIHE:

FAR CRY Band 1: Götterdämmerung

Der offizielle Roman zum Game

Michael Bhatti – ISBN 978-3-8332-1568-1

FAR CRY Band 2: Blutige Diamanten

Michael Bhatti – ISBN 978-3-8332-1742-5

FAR CRY Band 3:

Die offizielle Vorgeschichte zur Game-Fortsetzung FAR CRY 2

Michael Bhatti – ISBN 978-3-8332-1783-8

Ab Dezember 2008 im Buchhandel erhältlich

FARCRY

BLUTIGE DIAMANTEN

Michael T. Bhatt

PANINI BOOKS

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

*Dieses Buch wurde auf chlorfreiem,
umweltfreundlich hergestelltem Papier gedruckt.
In neuer Rechtschreibung.*

FAR CRY, Band 2: Blutige Diamanten von Michael T. Bhatt
Basierend auf dem Computerspiel FAR CRY von Ubisoft Entertainment.

Deutsche Ausgabe erschienen bei Panini Verlags GmbH,
Rotebühlstraße 87, 70178 Stuttgart.

© 2008 Ubisoft Entertainment. All Rights Reserved. Far Cry, Far Cry 2,
Ubisoft and the Ubisoft logo are trademarks of Ubisoft Entertainment in
the US and/or other countries.

No similarity between any of the names, characters, persons and/or institutions in
this publication and those of any pre-existing person or institution is intended and
any similarity which may exist is purely coincidental. No portion of this publication
may be reproduced, by any means, without the express written permission of the
copyright holder(s).

Lektorat: Manfred Weinland
Redaktion: Mathias Ulinski, Holger Wiest
Chefredaktion: Jo Löffler
Umschlaggestaltung: tab individuell, Stuttgart
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck: Nørhaven Paperback A/S, Viborg, DK
Printed in Denmark

1. Auflage, Mai 2008
ISBN 978-3-8332-1742-5

www.paninicomics.de/videogame
www.farcry.de

Wie immer – für meine Frau Svenja,
meine schärfste Kritikerin

„Aus Afrika kommen afrikanische Lösungen.“

Lance Morrow

(Time Magazine, 1992)

VORWORT

Die inhaltliche Grundlage bildeten die Projektdaten des *FarCry2*-Teams aus Montreal, wodurch sich hier zahlreiche Orte wiederfinden, die vom dortigen Entwicklungsteam für das Szenario entworfen wurden.

Während ich die Geschichte von „*FarCry – Götterdämmerung*“ als Singleplayer-Mission angelegt hatte, wollte ich hier nun mit einer ganzen Gruppe von Charakteren spielen. Ein literarisches Multiplayer sozusagen, da die Spielmechanik des Shooters ja deutlich vom Mehrspielermodus lebt.

Viele *FarCry*-Fans werden sich natürlich auch fragen, was ist mit Jack Carver passiert. Dieses Abenteuer findet (wie auch das Game *FarCry 2*) ohne den guten alten Jack statt, doch ein paar seiner Freunde aus dem ersten Buch treffen wir wieder.

Afrika hat für mich immer einen besonderen Reiz. Als ich vier Jahre alt war, zählten *Tarzan* und *Daktari* zu meinen Lieblingssendungen im Fernsehen. Und so ist auch die Tochter des Daktari (Swahili für „Doktor“) aus der gleichnamigen TV-Serie die Namensgeberin für unsere neue Protagonistin, meine persönliche Hommage an Paula.

Bei der Recherche zum Thema Afrika fielen mir die verschiedensten Quellen in die Hände, und frei nach Sokrates lernte ich mit jedem neuen Buch oder Film, dass ich nicht wirklich viel wusste.

Doch wenn man sich längere Zeit mit einem Thema beschäftigt, beginnt man den Blick auf die Puzzlestücke zu werfen, die sich auf die eine oder andere Art in ein solches Gesamtwerk einpassen lassen können.

Die Wände meines Büros zierten bald Artikel aus der Tageszeitung über die Unruhen in Kenia, das Kriegesverbrechertribunal gegen Charles Taylor hing an der Pinwand und daneben physische und politische Karten und Luftaufnahmen von den Dschungelgebieten Ugandas, Kenias und dem Kongo, während sich auf meinem Schreibtisch Sachbücher zu Afrikareisen, Tourenbeschreibungen oder auch *Kennedy Hirn* von Henning Mankell stapelten. Einen ebenso großen Einfluss übten Beschreibungen aus Filmen und Büchern wie *Black Hawk Down* aus.

Trotz all dieser Recherche möchte ich deutlich machen, dass es sich hierbei um ein fiktives Afrika handelt. Aus dramaturgischen Gründen habe ich zahlreiche Änderungen vorgenommen, um dem Actionthema gerecht zu werden. Und so ist auch das Land, in dem diese FarCry2-Geschichte spielt, letztlich nur ein fiktives.

Geografische und kulturelle Fehler gehen also auf mein Konto – oder sind aus dramaturgischen Gründen bewusst begangen worden.

Die Unruhen in Kenia begannen erst, nachdem ich bereits mit dem Schreiben begonnen hatte. Es zeigt, wie anfällig ein komplexes System wie der Frieden ist, und wie nah am Krieg wir immer wieder stehen.

Ich freue mich wie immer über Feedback.

Euer Mike

Michael T. Bhatt
www.michael-bhatt.de

PROLOG

Adam Wagner wusste, dass es für ihn kein Entrinnen mehr gab. Er würde sterben. *Und zwar wie die verlogene Ratte, die du bist!*

Das Schlimme war, dass es nicht das Geringste gab, was Adam dagegen hätte tun können. Die Leiche des Mädchens, das er sich bei dem Londoner Hostessendienst bestellt hatte, lag blutüberströmt zwischen den zerwühlten Bettlaken, und ihre Augen schienen ihn noch im Tod anklagend anzustarren.

Doch die junge Prostituierte kümmerte ihn nicht. Sein eigenes Leben war das Einzige, was ihm etwas bedeutete – und eben das näherte sich gerade unaufhaltsam dem Ende.

Der Killer hatte plötzlich im Raum gestanden, während die Kleine ihrem Erwerb rittlings auf Adam nachging. Ihre kleinen spitzen Schreie hatten das schäbige Hotelzimmer im Londoner Stadtteil Soho erfüllt. Das Mädchen – fast noch ein Kind – hatte wahrscheinlich nicht mitbekommen, wie sie starb; der Killer hatte ihr direkt in den Hinterkopf geschossen. Ihr Blut und ihre Gehirnmasse waren durch den Raum gespritzt, und sie war halb über Adam zusammengesackt. Ihr Oberkörper wirkte seltsam verdreht, ihre Augen standen weit offen, und immer mehr Blut breitete sich auf den Laken aus.

Im roten Neonlicht der Häuserfassade, das grell ins Zimmer hereinflackerte, schien die Blutlache regelrecht zu leuchten, und Adam dachte für einen Moment, die Hölle hätte sich aufgetan, um ihn zu verschlingen.

Dann hatten sich seine Sinne noch einmal geklärt. Nackt und in Panik hatte er versucht, sich aus dem Bett zu rollen, um zu seiner

Pistole zu gelangen, die er in der Nachttischschublade deponiert hatte. Doch er war zu langsam gewesen; als er die Schublade berührte, trat der Killer mit seinen glänzenden Armani-Schuhen einfach zu und brach ihm die Handwurzelknochen.

Schreiend war Adam aus dem Bett geflüchtet, aber nicht weit gekommen. Der erste Schuss hatte ihm die Kniescheibe zertrümmert, und er war gegen den wackligen Zimmertisch geprallt. Der Tisch zerbrach unter seinem massigen Körper, und die Holzstücke bohrten sich schmerzhaft in sein feistes Fleisch.

Das Notebook und einige Unterlagen, die er in aller Eile vor seiner Flucht aus Afrika zusammengeklaut hatte, und ein paar Stücke der weißen Schokolade, aus der Schweiz mitgebracht, waren durch den Raum geschleudert worden.

Voller Panik war Adams Blick zu dem Notebook gehuscht – und das war auch dem Killer nicht entgangen.

Ein zweiter Schuss hatte Adam dann in den Bauch getroffen, und seither hämmerte sein Herz aus dem Takt geraten und drohte jeden Moment auszusetzen.

„Bauchwunden sind was Fieses“, dozierte Adams Peiniger. „Du verreckst langsam und blutest wie ein abgestochenes Schwein.“

Adam stand völlig unter Schock. *Es ist vorbei! Du hast hoch gepokert und verloren. Game over!*

Der kahlköpfige Mann im teuren Ralph-Lauren-Anzug blickte ihn leidenschaftslos an und zielte auf Adams Kopf. Die schwarzglänzende Haut des Killers hatte einen seidigen Glanz; er wirkte insgesamt sehr weltmännisch. Als er lächelte, ließ ihn das blendende Weiß seiner Zähne im Zusammenspiel mit den klaren, leuchtenden Augen und der dunklen Hautfarbe fast unwirklich erscheinen.

Wie auf einem unterbelichteten Film.

„Adam“, tadelte der Mann mit jenem leichten Akzent, der bei einer tiefen Stimmlage beinahe guttural wirkte und von den für Zentralafrika typischen Klicklauten begleitet wurde. „Adam Wagner! Du bist ein Verräter! Und da endet jede Loyalität. Du bist gierig

geworden und wolltest meine Diamanten. Dafür zahlst du jetzt mit deinem Blut.“ Der Mann grinste und zeigte abermals seine perfekten Zähne. „Es wird daran kleben und sie fortan zu Blutdiamanten machen, Adam! Vielleicht schreckt es andere ab, die mich ähnlich hintergehen wollen ...“

Adam schloss die Augen. War der Hang zum Verrat genetisch in ihm verankert? Auch sein Bruder Hanno war vor ein paar Jahren irgendwo in Mikronesien getötet worden, weil er Verrat begangen hatte, andere hinterging.

Gut, mein Bruder war tatsächlich die verlogenste Ratte, die auf diesem Planeten herumlied. Er hatte den Tod bestimmt tausendfach verdient. Unsere Familie ist eben grundverdorben. Unsere Gene sind es vermutlich. Wir sind böse. Ja, vermutlich haben wir es verdient, tausend qualvolle Tode zu sterben.

Der Killer ließ die behandschuhte Hand in seine Jackettasche gleiten und holte einen glitzernden Stein hervor. Der Diamant war klar und rein, funkelte in tausend Farben.

Illegal geschürft, von ausgebeuteten Arbeitern, und dann in irgendwelchen Hinterzimmern in Genf, New York oder Berlin von Kinderhand geschliffen, um aus einem Rohdiamanten ein funkeln-des Juwel zu zaubern.

Sklavenarbeit hier wie dort.

Doch das alles hatte Adam nie gekümmert. In den kleinen Ländern Zentralafrikas, die von Hunger, Korruption und Bürgerkrieg heimgesucht wurden, war das Kimberley-Abkommen, das einen fairen Abbau und Handel garantieren sollte, ebenso weit weg wie die UNO.

Wen interessierte es also? Adam schüttelte matt den Kopf und dachte nur an den leuchtenden Glanz der Diamanten.

Blutdiamanten!

Adam keuchte und merkte, wie er die Kontrolle über seine Blase verlor. *Welch unwürdiger Tod! Ich pisse mir in die Hose wie ein kleiner Schuljunge!*

Aus den Augenwinkeln sah er, wie sein Mörder das Notebook und ein Stück von der weißen Schokolade vom Boden aufhob, das Gerät einschaltete und sich damit aufs Bett setzte. Unbeeindruckt verwendete er den Leichnam des Mädchens als Rückenstütze, wobei er sorgsam darauf bedacht war, nicht den oberen Teil des Bettes zu berühren, der voller Blut war.

Genüsslich ließ der Afrikaner Naschwerk auf der Zunge zergehen. Seine Augen aber blieben kalt.

Routiniert überflog er Verzeichnisse und Daten, dann erfüllte Wut seine Züge, und er zog den Stick wieder aus dem Slot.

„Wo hast du meine Pandora-Daten, Adam?“ Kalte Wut schwang in seiner Stimme und ließ Adam ahnen, dass der Tod noch das Gnädigste sein würde, was er zu erwarten hatte, wenn er nicht kooperierte.

Und Adam war ein erbärmlicher Feigling. Selbst in der Stunde seines unausweichlichen Todes bewies er das.

„Ritzig hat sie gekauft – in Genf!“

„Dachte ich’s mir doch ... Und wo will Ritzig meine Daten verhökern?“

„Er trifft sich mit irgendwelchen Mittelsmännern in Kapstadt, irgendwo in Kapstadt!“

„Kwa Heri – bye, Adam!“

Den Schuss, der sein Gehirn über die Wand des billigen Hotelzimmers verteilte, hörte Adam Wagner selbst nicht mehr.

I

MOMBASA

Grell und heiß brannte die Sonne vom Himmel über dem Hafen von Mombasa und beschien ein Farbenmeer aus teils sandfarbenen, teils weißgetünchten Häuserzeilen, bunten Kleidern, Balustraden und Flaggen, in dem unzählige Menschen am frühen Vormittag ihrem Tagwerk nachgingen.

Von den Unruhen und Übergriffen in dem demokratischen Vorzeigestaat war hier und heute nicht viel zu spüren. Das Motto der Kenianer lautete „Hakuna Matata!“ – „Kein Problem!“ – und hatte für eine schnelle Normalisierung der Umstände gesorgt. Und so ging man wieder zum Tagesgeschäft über, wenngleich die Ruhe eine trügerische war.

Die sonnendurchfluteten Hafenanlagen von Mombasa bildeten an diesem Morgen wieder eine geschäftige Kulisse. Arabische und persische Händler löschten Ware von ihren Seglern – den traditionellen Dhaus – oder beluden sie; klapprige Jeeps, rostige Toyotas und handbemalte VW-Bullis der ersten Generation zwängten sich durch die engen Straßen, die zu den Dockanlagen führten. Zöllner prüften Güter auf illegale Waren, und ein paar Seeleute suchten vergeblich nach bezahlbarem Amüsement in den Gassen vor den geschlossenen Hafenkneipen.

War Kenia bis Ende 2007 das demokratische Aushängeschild Zentralafrikas gewesen, so fielen dem aufmerksamen Beobachter nun die Unterschiede zu damals auf; die Polizisten in ihren khakifarbenen Uniformen und auch vereinzelt Paramilitärs, die bis dato ein eher seltener Anblick waren, trugen nun statt Tränengaspistolen lässig geschulterte Kalaschnikows. Hier und da sah man die Ver-

zweifelten – gepeinigten Seelen, die sich matt auf Krücken stützten – betteln oder leise vor sich hin weinen.

Reichtum und Armut – ein Konflikt, der viele zentralafrikanische Stämme gespalten hatte, Blutvergießen und immer wieder Hass heraufbeschwor. Einige Stämme besaßen Land, andere nicht ...

Und so war es für viele kein Wunder, dass nach der umstrittenen Wahl Mwai Kibakis – dem keiner der anderen dreiundfünfzig afrikanischen Präsidenten oder Staatsführer zu seinem „Wahlerfolg“ gratuliert hatte – Unruhen aufflammten, die das Juwel Ostafrikas an den Rand des Bürgerkriegs brachten. Denn tief in ihrer Seele hassten die armen Luo die reichen Kiguyu.

Die Eskalation der Gewalt gipfelte in Gräueltaten – Luo schlachteten Kiguyu, Kiguyu schlachteten Luo ab. Alte Stammeskonflikte entluden sich immer mit der Gewalt eines Vulkans, kurz und eruptiv. Zurück blieben nur Scherbenhaufen und Tränen.

Doch der Morgen in Mombasa ignorierte dies. Das Geschäft hatte Vorrang, und so hatte es den Anschein eines alltäglichen Morgens im Osten Zentralafrikas.

Auf dem weißglänzenden Deck einer privaten Yacht, die im abgesicherten Teil des Hafens von Mombasa lag, beobachteten zwei Männer entspannt das Geschehen. Sie saßen auf Korbstühlen an Deck, hatten die Beine übereinandergeschlagen und genossen die Gesellschaft des jeweils anderen.

Nach einer Weile des Schweigens blickte Zam seinen alten Weggefährten nachdenklich an. Der junge Mann trug ein zu groß geratenes Hawaiihemd (offenbar gehörte es einem anderen) offen über einem T-Shirt mit Greenpeace-Aufdruck. Seine Haare waren heute länger als früher und im Nacken zu einem Zopf zusammengebunden.

„Ich kenn da eine gute Friseurin ...“, spottete der ältere.

„Ich auch! Und die macht einen verdammt guten Latte Macchiato!“

„Und was stellt das dar?“ Zam musterte den Haarzopf immer noch irritiert.

„Ich bin ein Aussteiger, Zam!“ Die Augen des jüngeren Mannes funkelten schelmisch.

Du? Ausgestiegen? Wer's glaubt.

„Ich weiß nicht ... Hawaiihemden stehen nicht jedem, Marty Alencar!“

Zam selbst trug einen leichten Sommeranzug: weißgraue Stoffhose, weißes Dinnerjackett und ein hellblaues Hemd ohne Krawatte. Dazu ein paar offene Schuhe, die der Hitze Zentral- und Ostafrikas angemessen waren. Zams Blick wanderte zu dem Gipsbein, und er klopfte sachte dagegen. „Beinbruch oder Schusswunde?“

Marty verzog in Erinnerung an sein Missgeschick schmerzerfüllt das Gesicht und grinste dann jungenhaft. „Beides! Ich war vor der somalischen Küste auf dem Weg nach Mogadischu ...“

„Uhh, piratenverseuchtes Gewässer“, kommentierte Zam wissend, und sein Freund nickte zerknirscht. „Ja“, stimmte dieser zu und fuhr fort: „Doch zum Glück ist dieses nette Boot ein wenig schneller als diese zusammengeflickten Seelenverkäufer, die den Indischen Ozean wie Haie durchkreuzen!“

Zam beobachtete ihn aufmerksam. „Aber kein Boot ist so schnell wie eine Gewehrkuugel?“

„Genau. Ein glatter Durchschuss, ich rutschte ab, stürzte die Stufen in die Kajüte hinunter und brach mir das Bein.“

Unwillkürlich musste Zam lachen. „Und dann suchst du dir einen Quacksalber hier in Kenia, der ganz altmodisch Gips und Mullbinden verwendet?“

Der jüngere Mann grinste. „Tja, Afrika hat seine eigenen Regeln, seine eigenen Wege und Lösungen.“ Er füllte die beiden Whisky-Gläser mit einem dreißig Jahre alten Silver Stag nach und schob seinem alten Freund und Mentor eines der Gläser zu.

„Das Problem ist ja nicht, hier hochwertige medizinische Versorgung zu bekommen. Die meisten Menschen in Europa und Amerika haben ein ganz falsches Bild von diesem Kontinent. Nein, das Pro-

blem hätte eher im Auffallen bestanden. Mombasa ist Zivilisation. Schusswunden werden hier gemeldet, und irgendjemand hätte von mir gehört. Und dass meine Ex erfährt, wo ich bin, möchte ich ja nun nicht wirklich ...“

„Kann ich mir denken ... Ich hörte, sie vögelt jetzt mit einem Anwalt.“

„Der Ärmste! Aber was soll's! In ein paar Tagen kommt der Gips ab.“

„Gut ...“ Zam ergriff das Glas und betrachtete den Glanz des honigfarbenen Getränks im Licht der Sonne.

„Ist noch etwas früh, oder? Heißt es nicht, Seeleute sollen erst trinken, wenn die Sonne über dem Rahsegel steht?“ Er deutete mit dem Glas auf eine Segelaufhängung hinter ihnen.

Der jüngere Mann verdrehte die Augen, griff nach hinten und löste ein Seil. Rauschend fiel eine Segelaufhängung beinahe auf Relinghöhe herab.

Die Sonne stand nun definitiv über dem Mast.

„Ah ... ich glaube, das kann man gelten lassen!“

Sie toasteten einander zu und tranken. Der Whisky schmeckte malzig und rein, ein klarer Abgang rann wohligh ihre Kehlen hinunter und wärmte ihre Mägen.

„Ahhhh ... Solchen Nektar bekommt man hier ebenfalls durch ... afrikanische Lösungen.“

Sie lachten. Dann schwiegen sie wieder für einen Moment, wie zwei alte Freunde, die ein letztes Mal in einem Augenblick wahrer Freundschaft verweilen wollen.

In unserem Geschäft kann jedes Treffen das letzte sein. Jedes Treffen ist auch stets ein möglicher Abschied für immer. Ihre Jobs hielten immer das Risiko, dabei draufzugehen, für sie bereit.

„Ich könnte dich für den neuen Job gebrauchen, Marty ...“

„Ein Job? Was für einer?“

„Ein Jack-Job.“

Sie lachten. Zusammen mit ihrem ehemaligen Gefährten hatten

sie so manche „Jobs“ erledigt. Und das bedeutete meist Recon oder Kampfeinsätze.

Und Explosionen! Marty liebte Explosionen.

„Auf Jack ...“ Feierlich hob der jüngere Mann sein Glas.

„Jack ...“ Auch Zam ließ den Namen nachwirken. „Wo immer er gerade sein möge – oder auf wem.“

Sie sahen einander an und prusteten los. Wieder verharrte Zams Blick für einen Moment auf dem jüngeren Mann, dann sah er an ihm vorbei und blickte hinaus auf das blaue Wasser des indischen Ozeans. Am Horizont waren die weißen Dreiecke von kleinen Seglern zu sehen. Segelschiffe ... Symbole grenzenloser Freiheit.

Die Sonne funkelte auf der gleißenden Wasseroberfläche und streute tanzende Lichtflecken über den weißen Rumpf der Hightech-Yacht.

„Wer hätte das gedacht: Du siehst zufrieden aus, mein Junge!“ Zam dachte das Gegenteil von dem, was er sagte.

„Tja, sieht so aus ...“ Marty kratzte sich am Kopf, nachdenklich, unschlüssig. Nicht jeder von ihnen hatte das Glück, den Fesseln der Vergangenheit wirklich entfliehen zu können. „Zufrieden? Hmm, sagen wir es mal so: Ich fühle mich wie ein Vulkan. Ich bin ausgebrochen, habe mächtig Druck abgelassen ... und nun schlummere ich gerade ein wenig.“

Zam nickte voller Verständnis. „Bis zur nächsten Eruption?“

Martys Augen zogen zusammen, dann begann er süffisant zu grinsen. „Nun, auf eine gewisse Art bekommen das zumindest meine Mädchen zu spüren!“

„Angeber.“

Marty ignorierte die freundschaftliche Stichelei. „Aber bis dahin ... bin ich beschäftigt.“

„Soso, der gute alte Marty – ausgestiegen – hat dann also demnächst eine Stickerei auf den Knien und züchtet Tomaten, was?“

„Ja, so was in der Art. Ich pflanze Tomatenbäume!“ Trotz schwang in seiner Stimme.

„Die wachsen an Sträuchern!“

Wieder Lachen. Das Katz-und-Maus-Spiel setzte sich fort, auch wenn Zam abwinkte und Marty's „Ich bin ein Aussteiger“-Spielchen zum Schein mitmachte. Er gab vor, einzusehen, dass es vorbei war, und sagte fast demonstrativ: „Nun, dann war es das also wirklich, mein Junge. Die nächsten Abenteuer ...“

„... finden ohne den guten, alten Marty statt!“, vollendete dieser den Satz. „Tja, eine Legende setzt sich zur Ruhe ...“, fügte er dann spöttisch grinsend hinzu.

„Jack ist die Legende! Du bist der Sidekick! Der Typ in Rot, auf den geschossen wird.“

„Autsch. Das tut weh.“ Marty klopfte sich auf die rechte Brustseite. „Das ging mitten ins Herz!“

„Welches links ist ... Und deine Ex meinte, du hättest gar keins.“

Gelächter, dann gedachten sie ihrer Gefährten von einst. „Hast du denn noch mal etwas von ihm gehört, von Jack, meine ich, nach dieser Sache in Mikronesien?“

Zam gab einen unbestimmten Laut von sich. Mikronesien. Chaos, Blut. Wahnsinn. Er war nicht dabei gewesen, hatte nur danach etwas „Aufräumarbeit“ geleistet und alle Hände voll zu tun gehabt, um die Namen der Beteiligten auf und von diversen Fahndungs- und amtlichen Todeslisten zu bekommen.

„Vielleicht ist er untergetaucht. Stoff für Gerüchte ...“, mutmaßte Marty.

„Stoff für Legenden!“

„Ja ... Vielleicht macht ja noch jemand einen Film über Jack.“

„Die unglaublichen Abenteuer des Jack X'?", ging Zam auf den Scherz ein und erläuterte dann: „Bereits jetzt kursieren ja zig Varianten in Langley über das, was ihm widerfahren ist. Jede Version hat vermutlich einen wahren Kern, aber das war's dann auch schon. Letztlich trifft wohl keine ins Schwarze ... na ja, vielleicht bis auf eine!“ Nachdenklich rieb Zam sich den Bart. „Ja ja, die Spielarten der Wahrheit ...“

„Ich dachte immer, von der Wahrheit gäbe es keine verschiedenen Versionen!“

„Jeff Goldblum in *Lost World*?“, hakte Zam nach. Filmzitate waren seine Leidenschaft. Er griff die Frotzelei seines Freundes auf. „Hm, wer wäre denn überhaupt ein geeigneter Darsteller für Jack ...? Leonardo DiCaprio?“

Marty verzog indigniert das Gesicht: „Autsch, da möchte ich aber lieber, dass ihn dieser neue Bond-Darsteller mimt!“

„Daniel Craig?“, warf Zam ein. Dann schien ihm ein Geistesblitz zu kommen, und er grinste seinen Freund diabolisch an. „Ah, jetzt hab ich’s ...! Wie hieß noch gleich dieser Typ aus dem deutschen Film, der nackt auf dem Tisch saß und ‚Muuh‘ machte?!“

„Ja, der könnte das hinkriegen. Coole Augen – und Jacks knackigen Hintern hat er auch.“

„Du stehst auf knackige Ärsche?“

Marty stieß Zam mit dem Gipsbein an. Dann lachten sie wieder.

„Darauf trinke ich, Zam! Trinken wir auf Jacks Hintern!“

Sie sonnteten sich einen Augenblick lang im warmen Gefühl ihrer Freundschaft. Schließlich wurde Zam ernst. „Ich wünsche ihm Frieden, mein Freund. Langes Leben und Glück!“

„Frieden ...“ Eine Illusion für Söldner, Soldaten, Kämpfer und Agenten. Oder ein Ziel, das sie tatsächlich erreichen konnten? Hier in Afrika schien der Traum davon weiter denn je entfernt zu sein. Ein Feuer schwelte in der Savanne, in den Dschungelgebieten und drohte zum Weltenbrand zu werden.

Marty sah zur Anlegestelle hinüber. Wieder ein Hafen, aber nirgends ein Ort, an dem er sich heimisch fühlte, wohin er gehörte. Nachdenklich schob er die Ärmel des Hemdes zurück, und Zam sah, dass Marty ein paar neue Tätowierungen hatte. Neben einigen Tribals konnte er auf dem linken Unterarm nun auch den Schriftzug *Marty* ausmachen.

„Damit man weiß, wohin man den Arm schicken soll, wenn man ihn findet?“ Zam hatte nie eine große Schwäche für Tätowierungen

gehabt. Aber Marty lag ihm am Herzen. Gemeinsam hatten sie vor Jahren Spezialaufträge in Zentralafrika ausgeführt. Gesprächsfetzen, die von Lachen und Scherzen kündeten, wehten zu ihnen herüber.

Zam war im kenianischen Lamu gewesen – einer engen verbauten Stadt, die ihre koloniale Blütezeit im 18. und 19. Jahrhundert erlebt hatte –, als er über seine ganz speziellen Kommunikationswege vom Aufenthaltsort seines alten Freundes Marty erfuhr. Er hatte sich kurzerhand in einen Helikopter gesetzt und Marty regelrecht überfallen. Der alternde Mann hatte nichts von seinem Elan eingebüßt.

Marty musterte den Freund. *Mit seinem Sean-Connery-Charme ist er wie ein alter Wein, der mit den Jahren immer besser wird, immer attraktiver.*

Zam fuhr sich durch das mit grauen Strähnen durchzogene Haar und winkte auch den beiden anderen zu. Die Anlegestelle der Yacht lag etwas abseits, in den teureren Bereichen des Hafens. Dadurch bekamen sie nur hin und wieder den intensiven Geruch der Hafenstadt zu spüren, der aus einem Gemisch von Schweiß, Gewürzen, Rauch und Thunfisch bestand. Die Geräusche des geschäftigen Treibens drangen jedoch ungefiltert zu ihnen durch. Hupen, Schreien und Lachen, laute native und amerikanische Musik oder auch arabischer Rock aus alten Radios, das Bellen verwilderter Hunden und das gelegentliche Knallen von kaputten Auspuffrohren bildeten einen dichten Klangvorhang.

Zam blickte hinüber zum Handelshafen; die Dhau, kleine, hölzerne Segler mit großen, bauchigen Laderäumen, waren seit fast zweitausend Jahren das Hauptinstrument afrikanischen Handels. Doch nun neigte sich auch diese Epoche ihrem Ende zu. Neue Technologien aus Europa, Asien und den USA verdrängten die traditionellen Transportmittel. Zwar gab es immer noch viele Handelsinteressenten, doch die zunehmende Bürokratie und immer neuere, teils bizarre Währungsregelungen machten den „alten Handel“ nahezu unmöglich, ließen ihn aussterben.

„Hakuna Matata“, sagte Zam leise, als spräche er mit sich selbst, dann lauter zu Marty: „Es ist erstaunlich, wie sehr diese Menschen das Lachen lieben. Sie erleben Aufruhr, Zerstörung, Unruhen und immer wieder Übergriffe. Hunderte sterben, Tausende werden aus ihren Häusern vertrieben oder fliehen über die Grenze nach Uganda. Und dann, von einem Tag auf den anderen ...“, Zam machte eine Geste als würde er eine unsichtbare Fliege verscheuchen, „... als wäre nichts gewesen, gehen sie zur Tagesordnung über. Beneidenswert.“

Marty betrachtete seinen Freund. „Bist du deshalb hier? Weil es unruhig in Afrika wird?“

Einen Moment lang beobachtete Zam die Reflexionen des Sonnenlichtes in seinem Glas. „Kenia war das leuchtende Aushängeschild. Demokratie ist es, was die Leute wollen! Einen freien und fairen Meinungs austausch, Bildung, Essen, freie Wahlen, freie Presse. Und mit einem Mal wird dieses zart aufkeimende Pflänzchen der Hoffnung zertreten.“

„Und was hast du vor?“

„Afrika verändert sich. Die Welt beobachtet diesen Kontinent, aber sie greift nicht ein“, sinnierte Zam. „Zumindest nicht, wenn es nichts zu holen gibt.“

„Ich weiß nicht ...“ Marty schüttelte den Kopf. „Immerhin steht Liberias Ex-Präsident in Den Haag vor Gericht.“ Der ehemalige Diktator Charles Taylor musste sich nun vor einem internationalen Kriegsverbrechertribunal für die Morde und all die Kindersoldaten in seinem Land verantworten.

Zam sah Marty an, zögerte. „Der Prozess zieht sich über Jahre hin. Die Opfer des jahrelangen Bürgerkriegs müssen viel Geduld haben.“

Marty spürte, wie sich sein Magen zusammenzog. Die Gräueltaten überschritten die menschliche Vorstellungskraft. Morde, gezielte Massenvergewaltigungen, staatlich angeordnete Verstümmelungen, Sklavenhaltung und Rekrutierung von Kindersoldaten waren ein

Krebsgeschwür, das im Herzen Schwarzafrikas wucherte, Metastasen bildete und sich immer weiter ausbreitete.

„Ich werde alt, mein Junge. Ich habe nicht mehr soviel Geduld. Das hier ist das einundzwanzigste Jahrhundert. Die Zeit der Diktatoren sollte vorbei sein. Gut, Taylor steht in Den Haag vor Gericht, Saddam ist hingerichtet worden ... doch für einen abgeschlagenen Kopf dieser Hydra wachsen sogleich zehn neue nach. Es scheint, als nähmen die Autokratien weltweit wieder zu.“

Er schien nachzudenken, wie er fortfahren sollte. Marty ließ seinem Freund die Zeit und sagte nichts.

„Aber Kenia liegt diesmal nicht in meinem Aufgabenbereich. Diesmal nicht. Mein Ziel heißt Mugambi, einer der mächtigsten Warlords von Nyamekye.“

Mit Ziel meinte Zam, dass er den Mann töten wollte. Zielliquidierungen waren sein Spezialgebiet bei der CIA gewesen. Zam war ... ein Gentleman-Killer der alten Schule. Er handelte mit Informationen – und er liquidierte jene, die die Gesetze der Menschlichkeit überschritten.

Ob es für ihn einen Platz im Paradies gab? Wohl kaum, denn er war ein grausamer Wächter der Gerechtigkeit. Seine Methoden waren im günstigsten Fall blutig.

„Mugambi?“ Marty sprach das „G“ zu hart aus, und Zam verbesserte ihn. „Mehr wie Mu-jam-bi.“

Der jüngere Mann nickte und dachte nach. Drogen, Blutdiamanten, Kinderprostitution, Sklavenhandel ... All diese Begriffe verband er mit dem Namen. „Ein übler Bursche.“

Plötzlich fiel Zam auf, dass Marty bislang auf seine Äußerung, dass er ihn gebrauchen könne, nicht reagiert hatte.

„Und ein blutiger Job. Interessiert?“

Doch Marty winkte ab. „Diesmal nicht. Wie gesagt. Ich bin ...“

„... ausgestiegen, ja, ja!“

„Du wolltest mir etwas über Mugambi erzählen ...“

„Ist mehr ein Krimineller als ein Diktator. Ich bin auf dem Weg

ins kenianische Grenzland, um dort einen Journalisten zu treffen, der mir etwas zu unserem Freund erzählen will. Ich fliege morgen weiter nach Nairobi und von da aus ...“

„Nairobi?!“, rief Marty aus und unterbrach seinen Freund. Einen Moment lang huschte ein anderer freudiger Ausdruck über seine Züge, den er jedoch sofort wieder unterdrückte. „Besuchst du ...“

„... Paula?“, vollendete Zam den Satz. „Ja. Das war meine Absicht. Ich habe sie lange nicht mehr gesehen, seit ...“

Er brach ab. Das letzte Mal, als Zam seine Ziehtochter gesehen hatte, endete im Streit. Ihr Verhältnis war im Laufe der Jahre zunehmend ... schwieriger geworden.

„... du die ‚Firma‘ für einen kleinen Rachefeldzug benutzt hast?“, vollendete Marty den Satz. Mit „Firma“ meinte er die CIA. Er nahm einen Schluck des edlen Whiskys und ließ das Getränk einen Augenblick lang auf der Zunge verweilen.

„Wir hatten ... unterschiedliche Ansichten, wie man manche Jobs erledigen sollte. Sie hatte schon immer ... einen eigenen Kopf.“ Der ältere Mann nickte nachdenklich.

Marty musterte den Freund verstohlen. Dieser schien immer noch über die junge Frau nachzudenken. „Schatten der Vergangenheit?“, fragte er eine Spur zu unbeteiligt.

Marty hatte Paula nie selbst kennengelernt. Er hatte nur über Jack von Zams Ziehtochter erfahren und wusste letztlich nicht viel über sie.

Zam wiederum wusste von Paulas und Jacks gemeinsamer Vergangenheit. *Wie das klingt! Die beiden hatten nichts miteinander, soweit ich weiß. Sie hatten ‚nur‘ gemeinsam für die Umweltorganisation Earth-Goes-First diverse Ziele terminiert; japanische und norwegische Walfänger, Robbenjäger in der Arktis, aggressive Rodungsmaschinen in den Regenwaldregionen von Südamerika, Afrika und Südostasien ...*

Er verfiel ins Grübeln. Ein Treffen mit Paula. Alte Freunde.

Vertraute. Familie. Das war ein kostbares Gut. Ein Gut, das mit Verlusten behaftet war.

„Marty, ich brauche dich. Ich brauche jemanden, der mir bei der Mission, die vor mir liegt, unter die Arme greifen kann. Jemanden wie dich, der ...“

„... Dinge in die Luft sprengen kann und in den Gassen afrikanischer Städte weiß, wie der Hase läuft?“

„Ja.“ Zam blickte dem Freund in die Augen. „Bitte.“

Versonnen klopfte Marty auf sein Gipsbein, zog dann ein Messer aus einer Klappe neben der Kajüte hervor und begann, den Verband aufzutrennen. Zam beobachtete das Treiben schweigend. Ein Lächeln umspielte seine Züge. Er hatte Freunde, die ihn nicht im Stich ließen.

Marty stand schließlich auf, streckte sich und humpelte unter Deck. „Tu mir einen Gefallen und warte einen Moment, Zam!“

Kurz darauf trat er wieder als der echte Marty an Deck. Er trug sein übliches Söldneroutfit, schwarze Drillichhosen nebst Muscle-Shirt und ein schwarzes Bandana auf dem Kopf. Abwesend massierte er sein Bein.

„Hält's?“, fragte Zam. *Wie fit bis du, mein Junge?*

Doch seine Besorgnis wurde sogleich zerstreut.

„Muss halten“, zerstreute der junge Kämpfer seine Bedenken. „Hätte sonst kein Bein werden dürfen. Und jetzt lass uns unser Augenmerk auf deine Paula richten. Jack sagte mir mal, sie habe ein Talent dafür, sich in Schwierigkeiten zu bringen ...“

2

PAULAS FLUG

Sonnendurchflutete, sandfarbene Staubwolken wirbelten empor, als die Herde Zebras mit donnernden Hufen über die Savanne galoppierte; aufgeschreckt vom tiefen Brummen der tieffliegenden alten JU-52, die von Nairobi unterwegs nach Kapstadt war.

Paula hatte heute jedoch an dem Naturschauspiel, das sich wenige hundert Meter unter ihr abspielte, kein Interesse. Sie kochte vor Zorn. Die Fotos auf ihren Knien zeigten die jüngsten Gräueltaten, die wieder einmal einer vom Aussterben bedrohten Tierart angetan worden waren.

Die Gorillas aus dem Kongobecken standen unter Naturschutz, und der Gorilla-Tourismus war in allen Gebieten Zentralafrikas – vom Kongo bis Uganda – ein beliebtes Geschäft. Doch in jüngster Zeit waren Touristen immer wieder zufällig auf die versteckten Lager von Milizen gestoßen, die im Dschungel ihre Basen unterhielten.

Und was taten diese Milizen? Sie schlachteten die wenigen verbliebenen Tiere ab, verstümmelten sie und trieben sich so manchen grausamen Scherz mit den verängstigten Tieren, bevor sie sie qualvoll verenden ließen.

Paula hatte Tränen in den Augen. Vor wenigen Wochen hatte sie miterleben müssen, wie ein paar von der einen oder anderen Fraktion angeheuerte Söldner – welche wusste sie schon nicht mehr – den Silberrücken eines Rudels, also das dominante Männchen – mit halbautomatischen Waffen erschossen hatten und den Weibchen die Hände und Füße abhackten, um sie reichen Zahnärzten aus den USA oder Europa als Aschenbecher oder Papierkörbe anzubieten. An-

schließend hatten sie mit dem noch lebenden Gorillababy „Fußball“ gespielt.

Paula und ihre Chui – ihre Ranger, die sich auf Swahili „Leoparden“ nannten – waren zu spät gekommen und hatten das Gebiet des Tiermassakers erst erreicht, als die Männer gerade abziehen wollten.

Ein grimmiger Gesichtsausdruck legte sich auf die feinen, ebenmäßigen Züge der jungen Frau, als sie sich der Nacht erinnerte, da sie gemeinsam mit ihrer rechten Hand, Chaim – einem ehemaligen Agenten, der mit ihrem Ziehvater zusammengearbeitet hatte – die Paramilitärs für ihre Untaten hatten bezahlen lassen.

Keiner der Mörder war entkommen.

Und was hat es genützt?, dachte die junge Veterinärin verbittert.
Nichts!

Sie wischte sich mit den Fingern über die feuchten Augen und starrte aus dem staubigen Fenster des zweimotorigen Flugzeugs. Die Savannenlandschaften würden in wenigen Stunden dem fantastischen Anblick der Granitberge westlich von Nampula weichen, bevor die Maschine auf irgendeiner abgelegenen Piste von Mosambik zwischenlandete, um Vorräte und Treibstoff aufzunehmen. Der Pilot würde vermutlich über die weiten Dschungellandschaften des Kongobeckens ausweichen, um unsichere Länder wie Ruanda zu umgehen ... vielleicht aber auch nicht. Das Leben in Afrika folgte seinen ganz eigenen Gesetzmäßigkeiten.

Was für ein Kontinent, dachte Paula. Mit einer Fläche von über dreißig Millionen Quadratkilometern macht die Landfläche mehr als zweiundzwanzig Prozent der Erde aus. Der Kontinent ist nach Asien der zweitgrößte der Welt und schätzungsweise etwa dreimal so groß wie Europa.

Fakten, vor langer Zeit gelernt, fielen ihr ein. Damals hatte ihr väterlicher Mentor sie genötigt, ihre hübsche Nase in Bücher zu stecken.

Die unzähligen Völker Afrikas bildeten eine unglaubliche kultu-

relle Vielfalt. Doch viele von ihnen lebten – ein Erbe des Kolonialismus – in bitterer Armut. Mehr als vierzehn Prozent der Weltbevölkerung fielen auf diesen Kontinent; und die Zahl der heute über neunhundertvierundzwanzig Millionen Einwohner würde auf Grund hoher Geburtenraten in den nächsten Jahrzehnten weiter ansteigen.

Paula runzelte die Stirn, als ihr die trockenen statistischen Daten in den Sinn kamen. Menschen, oftmals ohne Heimat, ohne Identität, ohne Perspektive, waren auch anfälliger für Korruption und Gewalt. Sie wusste, dass die meisten afrikanischen Staaten kein Nationalgefühl entwickelt hatten, da die Grenzziehungen in der Regel künstlicher Natur waren; durch die Kolonialmächte aufgezwungen, durch politische Kompromisse vorgegeben oder von den Lobbyisten der Wirtschaftskonzerne diktiert. Und so war es kein Wunder, dass ein Großteil der natürlichen Ressourcen Afrikas von den internationalen Konzernen abgeschöpft wurde und nur noch kümmerliche Reste für die Afrikaner selbst übrig blieben.

Der Teufelskreis Armut verband sich dann noch mit immensen klimatischen Problemen, einer unterentwickelten Infrastruktur, hohen Erkrankungsraten an AIDS und einer sich explosionsartig entladenden Wut auf den Westen.

Kein Wunder, dass sich die vielen Menschen hier einen Dreck um die Tiere scheren ...

Ihr Blick folgte für Sekunden einer weiteren Zebraherde, die sich auf dem Weg zu einem der spärlichen Wasserlöcher befand – die Abenddämmerung würde bald hereinbrechen, und die Tiere wanderten zu den Tränken –, dann erhob sie sich aus ihrem ungepolsterten Sitz an der Seitenwand der JU und ging durch die vollgepackte Maschine, um sich einen Kaffee aus der Thermoskanne der Servicestation zu holen.

Sie war eine große Frau, beinahe einsachtzig, durchtrainiert und sonnengebräunt und – das bemerkte sie immer wieder an den gierigen Blicken von Männern oder den eifersüchtigen ihrer Frauen –

durchaus attraktiv. Ihr Busen war fest und füllte ihre khakifarbene Bluse, Po und Hüften waren ebenfalls wohlgeformt und wurden von der Drilllichshorts, die ob der stehenden Hitze der Savanne weit verbreitet waren, deutlich betont.

Wie diese Computerspielfigur, dachte sie amüsiert. Jemand hatte sie einmal mit der vollbusigen Amazone verglichen. Damals hatte sie nur verächtlich erwidert, dass *sie* keine Gorillas töten würde ...

Doch gerade für die afrikanischen Männer gab es noch ein weiteres Merkmal an ihr, das dafür sorgte, dass sie sie – irrtümlich – für ein leicht zu erlegendes Beutetier hielten: Paula hatte schulterlanges, honigblondes Haar, das sie sich nun mit geschickten Fingern zu einem Zopf zusammenflocht.

Eine blonde Lara ...

Sie blickte sich in der Maschine um. Der Rumpf der alten JU-52 war vollgepackt mit allem möglichen Krempel. Lebende Hühner in kleinen Käfigen wirbelten ihre Federn auf Stoffballen oder Säcke mit Kaffee oder Reis.

Paula vermutete, dass sich in einigen der Kisten, die unter den Ballen lagerten, nicht nur Ausrüstungsmaterialien für Expeditionen, Dosenfleisch oder Werkzeuge für abgelegene Außenposten befanden, sondern auch die ein oder andere Waffe, mit der der Pilot ein lukratives Nebengeschäft machte.

„Es ist nichts Persönliches, es geht nur um Profit“, war ein Wahlspruch, den man häufig in den Ländern Zentral- und Ostafrikas hörte. Nach Orientierungsphasen des Marxismus, Sozialismus, Faschismus und angewandten Genozids an Millionen, gelangte man nun zu der Erkenntnis, dass es sich mit Geld doch wesentlich besser leben (und töten) ließ, und so florierten nun Kapitalismus, westliche und asiatische Aufbauhilfe sowie Korruption.

Zwischen der festgezurten Fracht befanden sich eine Handvoll weiterer Passagiere. Ein blonder Weißer, vermutlich ein Südafrikaner, der sich auf dem Rückweg in seine Heimat befand, hatte sich seinen braunen Fedorahut aus Filz tief ins Gesicht gezogen und

schien zu schlafen. Ein Schweizer Geschäftsmann, der sich nicht von seinem – mittlerweile verschwitzten – dreiteiligen Anzug hatte trennen können und krampfhaft seinen Aktenkoffer festhielt, spähte mit nervös zuckenden Augen um sich, um zwischendurch immer wieder verstohlene Seitenblicke auf die beiden barbusigen jungen Zulu-Frauen zu werfen, die sich zwar in bunte Tücher hüllten, um Schultern und Becken zu bedecken, aber offen ihre vollen Brüste ohne – westliches – Schamgefühl zeigten.

Paula schmunzelte, sie hatte schon oft westliche Männer erlebt, die mit ihrer oftmals puritanischen Denkweise daherkamen, nur um dann freizügige Sexabenteuer zu suchen und jede afrikanische Frau sofort für eine willige Hure hielten, die sie – fernab von ihren Ehefrauen und Kindern – gerne flachgelegt hätten, würden sie nicht in jeder schwarzen Frau aufgrund ihrer Hautfarbe sofort eine AIDS-Kranke vermuten.

Struktureller Rassismus ... hoch gefährlich. Und wie wenig der Westen tatsächlich über diesen Kontinent weiß, dachte sie kopfschüttelnd. Sie wusste, dass Ignoranz oftmals mit Rassismus einherging. Und da waren alle Menschen gleich. Paulas Erkenntnis war, dass jeder Mensch böse sein konnte ... oder zumindest ein verlogenes Arschloch.

Und deswegen bevorzuge ich Tiere. Die sind ehrlicher.

Paula erreichte das Heck der brummenden Maschine, wo der Besitzer der Maschine – Matthew – mit stabilem Gaffertape eine Kunststoffwanne an den Metallstreben befestigt hatte. Darüber prangte ein handgeschriebenes Pappschild mit der Aufschrift *Kaffe's*. Sie verdrehte ob der Rechtschreibschwäche die Augen und suchte dann zusammen, was sie für ihr Lieblingsgetränk brauchte. In der Wanne fand sie ein halbes Dutzend Metalltassen und eine Thermoskanne. Sie schüttelte die Kanne leicht und war froh, dass sie tatsächlich gefüllt war. Vorsichtig öffnete sie den Verschluss und schnupperte daran. Zum Glück war es heißer Kaffeeduft, der ihr entgegenströmte, und so goss sie sich eine Tasse voll.

Nachdenklich nahm sie einen Schluck und blickte durch den Mittelgang in Richtung Cockpit, wo sie Matthew wusste. Sie war mit ihm schon ein Dutzend Mal geflogen, und er hatte den großen Vorzug, weitestgehend nüchtern zu fliegen.

Meistens jedenfalls.

Außerdem stellte er nicht zu viele Fragen und hatte Paula das ein oder andere Mal bereits mit Nachschub beliefert – insbesondere mit dem „speziellen Nachschub“, den sie zum Schutz der Tiere brauchte.

Paula war jetzt Ende zwanzig, und sie war desillusioniert, was den Edelmut von Menschen anging. Nach dem Tod ihrer Mutter hatte ihr Vater die damals Vierjährige mit nach Afrika geschleift, um den Armen und Unterdrückten ärztliche Hilfe angedeihen zu lassen. Und als sie sechzehn war, wurde ihr Vater von den Macheten einiger sogenannter „Unterdrückter“ in Stücke gehackt. Und sie selbst ...

Sie schüttelte den Gedanken ab. Wichtig war nur, wer sie heute war. Sie mochte andere Menschen nicht sonderlich und hatte sich deswegen auch mehr der Tiermedizin zugewandt. Aber nur, um festzustellen, dass Gesetze, Nationalparks und auch gute Worte Tiere nicht schützen konnten. Gerade das jüngste Wahldebakel in Kenia hatte wieder einmal gezeigt, dass auch Gesetze nichts Unumstößliches waren.

Aber sie hatte in den Jahren eine andere Lösung gefunden – Jack und Zam hatten ihr neue Wege gezeigt. Zam ...

Lass es, Paula, warnte eine innere Stimme. Sonst fällst du nur wieder in ein melancholisches Loch.

Ihr Blick wanderte zu der unverkleideten Metalldecke der Transportmaschine. Die JU-52 war alt – beinahe altjüngferlich, klapperig ... aber auch zuverlässig. Kein Wunder, das alle Piloten der Welt sie liebevoll „Tante Ju“ nannten. Sie legte einen Moment die Hand an die vibrierende Decke und entschied, dass es an der Zeit war, Matthew einen Besuch im Cockpit abzustatten. Dafür nahm sie eine zweite mit Kaffee gefüllte Tasse mit.

Als sie an dem Südafrikaner vorbeiging, erwachte dieser, schob seinen Hut in den Nacken, und Paula spürte förmlich, wie sich sein Blick an ihren Hintern heftete. Paula ignorierte das anzügliche Lächeln, mit dem der Mann sie begaffte und blickte mit dem kühlen, ignorierenden Blick aller Blondinen geradeaus, den junge Mädchen schon früh zu ihrem eigenen Schutz erlernten – und der sie als begehrte Beutestücke nur noch umso begehrter erscheinen ließ.

Männer!

Sie erreichte den Bug der schwankenden Maschine, schob den Vorhang beiseite, der den Fracht- und Passagierbereich von der Pilotenkanzel trennte und ließ sich auf den leeren Kopilotensitz fallen.

„Paula ... Jambo!“, rief Matt freudig den typischen Landesgruß aus und nahm mit einem dankbaren Nicken den heißen Kaffee von ihr entgegen. „Welch Glanz in meiner bescheidenen Hütte!“ Er legte seine Hand auf ihr Knie – nicht so hoch, dass er sich sofort eine Ohrfeige einhandelte, aber doch hoch genug, um zu zeigen, was er ihr sagen wollte.

Paula ignorierte auch diesen freudigen Flirtversuch. Matt bagerte sie jedes Mal an, wenn sie zusammen flogen, und wie immer prallten seine Avancen an ihr ab. Es war ein Spiel, mehr nicht.

Sie setzte ihre heiße Kaffeetasse einen Moment wie beiläufig auf seiner Handfläche ab ... und er zog seine Finger von ihrem Bein zurück.

„Wo sind wir?“, fragte sie stattdessen und blickte aus dem breiten Panoramafenster auf den grünen Streifen am Horizont. Die Savannenlandschaft fiel bereits zurück, und sie näherten sich den bewaldeten Regionen des tropischen Dschungels.

„Auf dem Weg zu Reichtum und Ruhm ...“ Matt lächelte kurz und zog eine zerfledderte alte Karte aus einer Seitentasche seines Sitzes hervor. Das Papier war vergilbt und fühlte sich beinahe ledrig an, sooft war die Karte schon auseinander und wieder zusammengefalzt worden.

„Gibt es auf der Karte noch weiße Flecken im Kongo?“, spottete sie. „Weißt du, selbst hier existieren Geschäfte, in denen man sich alle zwanzig Jahre mal eine neue Karte kaufen kann!“

Matt grinste. „Wieso? Ich weiß doch, wohin ich will!“ Er nahm einen Schluck Kaffee. „Und wichtiger noch: Ich weiß, wohin ich nicht will!“

Paula nickte. Der afrikanische Luftraum war nicht mit dem koordinierten über Europa, Asien oder den USA zu vergleichen. Hier herrschte Chaos, Informationsmangel ... und oftmals auch reine Willkür.

„Also?“ Ihr Finger suchte Kenia und heftete sich schließlich auf den Schriftzug *Nairobi*. „Wo sind wir jetzt?“

Matthew sah ihr einen Augenblick lang in die Augen, drehte sich dann zu einer anderen Klappe hinter sich um und holte eine Flasche Whisky hervor, aus der er sich einen ordentlichen Schuss in den Kaffee goss. „Ist irgendein Blend. Schlägt auf Stiefelleder Blasen, aber für den Kaffee und für ...“ Er verstellte seine Stimme zu einem hochtönenden Kaugummi-Gemurmel. „... ‚Ich-will-aber-Eiswürfel-in-meinem-schottischen-Single-Malt-Whisky‘ -Amis reicht es“, spottete der Exilbrite mit einem Augenzwinkern. Dann beugte er sich über die Karte und zeigte auf die Route, die sie fliegen würden. „Wir sind von Nairobi aus in südwestlicher Richtung unterwegs. Ich habe versucht, den Luftraum von Ruanda weitestgehend zu meiden“.

Paula nickte verstehend. Auch wenn die Jahre des Genozids vorbei waren, bei dem, damals in den Neunzigern, Millionen Menschen den Tod gefunden hatten, gab es dort immer noch zahlreiche militante Fraktionen, die jederzeit das Feuer eröffnen konnten – aus welchen Gründen auch immer. Manchmal wurde man beschossen, weil man die falschen Farben trug, manchmal auch, weil man weiß, schwarz oder asiatisch war. Oder einfach nur, weil man gerade da war.

Afrika hatte seine ganz eigenen Regeln.

Matthew fuhr fort. „In Kürze sind wir über den Dschungeln von Burundi und Tansania, bevor wir gegen Mitternacht zum Auftanken

ein Flugfeld in Malawi oder Mosambik erreichen.“ Er nahm einen tiefen Schluck seines verschnittenen Kaffees. „Falls dort jemand gedenkt, die Positionslichter zu entzünden.“

Paula seufzte. Es war immer ein Risiko nachts zu fliegen, doch die Behörden in Nairobi hatten sie fünf Stunden festgehalten, weil sie irgendwelche „Daten“ überprüfen mussten. Sie hatten die Beamten schließlich bestochen und waren zu spät gestartet.

Paula nahm ebenfalls einen Schluck und blickte nach vorne. Der Himmel färbte sich schwarz, und hohe Gewitterwolken türmten sich im Dunst an den felsigen Gebirgshängen vor ihnen auf. „Matt ...“

Der Pilot blickte auf. „O Buggar! Den Sturm haben sie mal wieder nicht angekündigt“, brummte er und griff nach der Steuerung.

Paula verharrte auf dem Kopilotensitz, verdrehte die Augen und schnallte sich an. *Vermutlich warst du nur einfach mal wieder zu geizig, dir den Wetterbericht im Pay-TV oder im Internet anzuschauen.*

Die JU-52 flog geradewegs in die schwarze Unwetterwand. Blitze zuckten. Das Ungeheuer verschluckte sie fauchend und donnergrollend.